

Aus der Lebensarbeit des Freiherrn vom Stein.*)

Von Prof. Arwed Emminghaus.

*) Die Redaktion des „Arbeiterfreund“ veröffentlicht den nachstehenden, von ihr erbetenen Aufsatz, indem sie dafür herzlich dankt, und zugleich den Begleitbrief des Verfassers als Einleitung mit abdruckt.

Bad Ems, im Juni 1912.

Lieber Freund!

Meinen vorübergehenden Aufenthalt hier hast Du zum Anlaß genommen, mich um eine Skizze der reformatorischen Lebensarbeit des großen Freiherrn vom Stein für den „Arbeiterfreund“ zu ersuchen. Freilich atme ich hier die Luft, in der der edle Freiherr zu einem der größten Wohltäter Preußens, Deutschlands, erwuchs; freilich, wenn man durch die Stätten wandelt, die er seine Heimat nannte, wachen die Erinnerungen an die Großtaten des tapferen und weisen Geisteshelden lebendig auf, an denen man sich in der Jugend wie im Alter erquickt hatte.

Aber wie arm fühle ich mich doch der mir gestellten Aufgabe gegenüber! Auf wenigen Seiten eine Würdigung dieses vielumfassenden Geistes, dieses kühnen Organistors nicht nur der Staatsformen und der Staatsarbeit, sondern des ganzen öffentlichen Lebens! Und zwar für die Leser des „Arbeiterfreund“, die hier in erster Linie erwarten was man heutzutage „Soziale Frage, Sozialpolitik“, nennt! Nun — Du bist wohl mit mir der Überzeugung, daß wir ohne die bahnbrechende und grundlegende Arbeit eines Freiherrn vom Stein und seiner Geistesgenossen nicht hätten, was die Richtung dieser Zeitschrift hervorgerufen und ihre Arbeit geweiht hat. Und Du hegst wohl mit mir die Hoffnung, daß auch ein so dürftiger Versuch, Großem mit geringer Kraft gerecht zu werden, bei gutem Willen schon durch den Wert des Gegenstandes vor der Gefahr gänzlichen Mißlingens behütet sein werde. Also wohl! Gehen wir getrost an den Versuch.

Herzlichen Gruß Dein A. Emminghaus.

Für einen Deutschen, dessen Verständnis für die Umwelt in jener Periode des vorigen Jahrhunderts erwachte, da das Hoffen der Besten für Deutschlands Zukunft sich schüchtern und in unsicheren Schritten zu erfüllen begann, und der nun als Greis an der Erfüllung doch manche ernste Mängel erblickt, ist es eine Erquickung und ein Trost, seinen Blick zurückzuwenden in die Zeiten des tiefsten Niederganges des Reichs, auf die Geister, welchen die Erhebung als heiligste Lebenspflicht galt, und denen wir ohne Zweifel viel des Besten verdanken, was unsere Zeit auszeichnet. Nicht nur der damalige tiefe Abstand aller Lebensverhältnisse des Volkes von den heutigen macht den Blick in unsere Zeit unbefangener und heller. Auch die Wahrnehmung erhebt und erfrischt, daß vor Hundert Jahren die Not der Zeit eine Fülle der edelsten Kräfte erzeugt hat, wie sie uns Gottes Gnade doch auch einmal aus der immer noch gesunden deutschen Volkskraft heraus wieder erstehen lassen kann, um auch der Noth unserer Zeit Herr zu werden. Fürwahr kein früheres Jahrhundert unserer Geschichte zeigt uns ein ähnlich leuchtendes Bild des Fortschritts in staatlicher, wirtschaftlicher, allgemein kultureller Beziehung wie das vorige. Und den Samen dazu hat im Anfang des Jahrhunderts, in den Zeiten der tiefsten Not und Erniedrigung, eine Schar von deutschen Männern ausgestreut, wie sie so schöpferisch in ihrer Art, so großherzig, so aufopferungsfähig, so hingebend an die Nation, so weise und tapfer sich weder in der Geschichte unseres, noch in der irgend eines andern Volkes jemals zur rechten Zeit zusammengefunden hat. Oder wo wäre zum zweiten Male die reformatorische Zusammenarbeit von Männern wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Bohnen, Arndt, W. v. Humboldt, Schleiermacher, Fichte, auf den Blättern der Geschichte zu verzeichnen gewesen? Überraschend schnell, innerhalb eines kurzen Jahrzehnts, und glücklich ist die Arbeit jener Großen gediehen, insoweit sie sich auf die Befreiung von der drückendsten Not, der Vergewaltigung von außen und der Lähmung der Staats- und Volkskräfte im Innern, erstreckte. Langsam erst ist der Same gediehen, der die Einigung Deutschlands und die Macht und Größe des Reichs heraufzuführen sollte. Was so viele der Trefflichsten gesät — dem hat ein Einziger zum vollen Wachstum verholfen. Nun sehen wir Alten viele Ideale unserer Jugend verwirklicht. Wenn uns die volle Würdigung des Erreichten doch den Schmerz über manche tiefe Schäden, die unserer Gegenwart noch anhaften, nicht stillen kann, so ist es doch heilsam,

sich zu versenken in Zeiten, wo viel tiefere Nöte und viel ernstere Gebrechen doch überwunden worden sind durch einzelne begnadete Geister, die auch heute wieder erstehen und auf den Geist der Nation einen gewaltigen läuternden Einfluß ausüben können.

Ausgeprägte Persönlichkeiten waren sie alle, jene trefflichen Männer, die ihr Alles an die Wiedergeburt Preußens, Deutschlands, gesetzt haben. Die vielseitigste Wirksamkeit nach diesem Ziele hin hat jedenfalls der Freiherr vom Stein entfaltet. Vor allem war er es, der durch Preußen Deutschland wieder zu erheben bestrebt war, dem ein einiges, freies deutsches Reich schon vor der Seele stand. Er war Staatsmann durch und durch — Politiker, Publizist, gleich eindrucksvoll in der Schrift wie in der Rede, ein geistiger Menschenbezwinger, kühn und vorsichtig zurückhaltend je an der rechten Stelle, gleich erfahren in der Kunst der Verwaltung wie im Gebiete des Rechts, dazu ein glühender Patriot, das gerade Gegenteil eines Rheinbundsdeutschen, und ein selbstloser, aufrechter, unbestechlicher, hochgemuter und demütiger Mensch.

Nur zögernd kann man es unternehmen, auf wenigen Seiten ein Bild seiner reformatorischen Taten und Versuche zu zeichnen. Aber selbst eine dürftige Skizze gewährt dem Darsteller Genuß und mag in ihrer Zusammenfassung manchem Leser willkommen sein.

Der äußere Lebensgang Steins ist in unserer Zeit, die sich pietätvoll in die Zeiten des Niederganges Deutschlands, des Aufschwunges und des endlich befreienden Sieges der Nation vor hundert Jahren versenkt, zut genüge bekannt. Neben dem großen Persischen Werke und G. M. Arnolds „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrin vom Stein“ haben auch kleinere, gute, vollständige Schriften neuerdings das Gedächtnis aufgefrischt. Was an dieser Stelle aus Steins Lebensarbeit gesagt werden soll, möge teils nach der Zeitfolge seines Lebensganges, teils ungebunden an solche Ordnung hervorgehoben werden.

Steins Auffassung vom Staate war gründlich verschieden von der damals herrschenden und namentlich durch die bonapartistische Staatentmächerei üblich gewordenen. Ein Staatsgebilde, das gemacht, nicht gewachsen sei, erkannte er als Staat nicht an. Und deshalb sah ihm nur der Nationalstaat, und zwar nur insoweit er eine Zusammenfassung der sittlichen Kräfte der Nation darstellte und diesen Kräften Fortbildung sicherte, lebenskräftig. Die Staatsform war ihm nicht gleichgültig; er war aus voller Überzeugung Monarchist, aber ein entschiedener Gegner des Despo-

tismus. Frühe schon, schon auf den vordersten Stufen seiner politischen Betätigung, forderte er Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung und Verwaltung; alle lebenskräftigen Elemente des Volkes wollte er dazu herangezogen wissen, aber freilich nicht mit unterschiedlos gleichen Rechten und Pflichten. Deshalb und wegen der politisch nützlichen Wertbarkeit besonderer ständischer Erfahrungen und Fachsichten erklärte er sich für eine ständisch gegliederte Volksvertretung.

Goldene Worte und ganz bezeichnend für seinen, die Zeitanforderungen weit überragenden Geist sind es, die Stein über die Notwendigkeit der Mitwirkung des Volkes an der Staatstätigkeit ausspricht: „Hat man sich überzeugt“ — sagt er — „daß das Verdrängen der Nation von jeder Teilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist ersticht, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören und an dessen Stelle tritt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hineinrufen, und zur Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nötigen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken; denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten vertraut, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung und kommt in Übereinstimmung mit dem Zustand der Kultur der Nation. Hat eine Nation sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Äußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille, der entweder auf mannigfache schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Tätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang oder wirken nachteilig durch wilden, un-

verständigen Tadel der Regierung.“ Welch eine Summe von politischer Weisheit spricht aus solchen Worten, geäußert in einer Zeit, die noch ganz in despotischen Anschauungen und bureaukratischem Hochmut befangen war!

Das deutsche Volk hielt Stein für ein staatsreifes oder staatsreif zu bildendes Volk; die zahllosen kleinen in Deutschland vor der napoleonischen Zeit bestehenden und die dann von Napoleonsquadern errichteten Staatsgebilde erschienen ihm als Staatenzerrbilder. Aus wiederholten Äußerungen kann man entnehmen, daß sein Ideal der deutsche Einheitsstaat war, freilich in den Zeiten der tiefsten Niederlage Preußens nicht mit preußischer, sondern, anklingend an das alte, untergegangene Reich, mit österreichischer Spitze — ein Gedanke, der natürlich über die Zeiten der Wiedererhebung Preußens zu einem Großstaat hinaus nicht vorhalten konnte.

Sehr maßgebend, erst als vertrauter Berater des Zaren Alexander auf dem Wiener Kongreß, dann als Mitglied eines Zentralverwaltungsrats beim zweiten Pariser Frieden, dann in Frankfurt, beteiligt an den Verhandlungen über Deutschlands zukünftige Gestaltung, hat er von den vielen verschiedenartigen und schwankenden Plänen, welche sich aus der Begehrlichkeit der europäischen Großmächte, den widerstrebenden Ansprüchen Preußens und Österreichs und den Präntionen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten herauskristallisierten, immer die für Deutschlands Größe meistversprechenden vertreten und unterstützt. Daß er, was schließlich aus der Sisyphusarbeit hervorging und anders damals auch von dem gewaltigsten staatschöpferischen Genie nicht hätte gebildet werden können, kaum als eine erträgliche Lösung, sicher nicht entsprechend den Opfern und gerechten Ansprüchen des deutschen Volkes, beurteilt hat, geht aus vielen seiner Äußerungen hervor. —

Als Stein im Jahre 1804 als — wir können etwa sagen — Handels- und Finanzminister vom König berufen ward, fand er im wesentlichen noch die friederizianische Organisation des obersten Dienstes vor. Sie war ungefähr das Gegenteil von einer rationellen Ordnung. Die höchsten Stellen waren teils von Fachministern, teils von Provinzial-Verwaltungschefs versehen; die letzteren leiteten für die von ihnen verwalteten Provinzen je die ihnen anvertrauten Abteilungen nicht nach übereinstimmenden Grundsätzen, sondern nach ihren persönlichen Anschauungen. Es gab keinen Ministerrat, keinen Ministerpräsidenten. Der große König hatte wenig Sinn für diese Seite des Dienstes gehabt. War er doch sein eigener Minister

und betrachtete die höchsten Beamten seines Staats als seine Schreiber, als die Vollstrecker seiner eigenmächtigen Befehle; es war gleichgültig, ob sie Fachminister waren und hießen, oder oberste Exekutoren der königlichen Befehle je für eine Provinz. Des Königs überlegener Geist ersehte die Mängel der Verfassung des obersten Dienstes unter ihm. Ein weniger durchdringender und allmächtiger Geist an der Spitze des Staates ließ diese Mängel empfindlich hervortreten. Stein, zur Mitwirkung an hoher Stelle berufen, durchschaute sie mit staatsmännischer Klarheit und trachtete, sie zu beseitigen. Im April 1806 ward seine erste reformatorische Denkschrift, betitelt: „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz“ verfaßt. Um es kurz zu sagen, verlangte er darin eine, den Staatsbedürfnissen entsprechende, Regierungsverfassung, die in Ermangelung einer Staatsverfassung um so nötiger sei: Ersetzung der Provinzial- durch für den ganzen Staat zuständige Fachminister, diese zu einem Ministerrat unter einem Ministerpräsidenten vereinigt, dem König gegenüber verantwortlich und ihm seine Beschlüsse unterbreitend, Vollstrecker der königlichen Entscheidungen. In der Denkschrift fehlte es nicht an einer scharfen Kritik wie der bestehenden Einrichtungen so der maßgebenden Persönlichkeiten. „Sollte der König“ — so schließt die Denkschrift — „fortfahren, unter dem Einfluß eines fehlerhaft gebildeten und verwerflich zusammengesetzten Kabinetts zu regieren, so ist es zu erwarten, daß der Staat sich entweder auflöst, oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß der Monarch die Liebe und Achtung seiner Untertanen nie wieder erhält.“ Die Denkschrift ist dem König nicht vorgelegt worden. Preußen blieb in seiner verhängnisvollen Lage, geleitet von Männern ohne sittlichen Ernst und innern Halt. Inwieweit die Katastrophe von 1806 hätte verhütet werden können, wenn die Steinschen Reformen vorher durchgeführt worden wären, ist schwer zu sagen. Zu solchem Zwecke wären sie, auch wenn durchgeführt, wohl zu spät gekommen. Nach der Katastrophe kam man auf die Gedanken der Steinschen Denkschrift zurück; da sie aber nur unvollständig verwirklicht wurden und namentlich die von Stein geforderten Personalveränderungen nur teilweise eintreten, widersetzte er sich der Aufforderung, in den, wenig in seinem Sinne gebildeten Staatsrat einzutreten, worauf der König ihn ungnädig aus seinem Dienst entließ. In der ländlichen Zurückgezogenheit in Nassau verfaßte er im Juni 1807 seine zweite Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der Obersten-

und der Provinzial-, Finanz- und Polizei-Behörden in der preussischen Monarchie."

Im August 1808 auf Andringen Hardenbergs wieder als Minister berufen — es ist charakteristisch für den Hochmuth des Mannes, daß er ohne Zögern und ohne eine Spur von Verletzung seines Ehrgefühls zu zeigen, dem Rufe folgte, in einer Zeit, wo der preussische Staat aufs tiefste erniedrigt war und seine Lenker nicht wußten, wie sie sich der frechsten Zumutungen des Bedrückers erwehren sollten — hielt er es zwar für seine nächste und dringendste Aufgabe, die schlimmsten Gefahren der Gegenwart abzuwenden, den kleinen Rest des einst mächtigen friederizianischen Staates vor gänzlicher Vernichtung zu schützen, und im Verein mit seinen Gefinnungsgegnossen die gewaltsame Befreiung von dem drückenden Joch vorzubereiten; aber er vergaß darüber nicht, Maßnahmen zur inneren Befreiung des Volkes, zur Heranbildung des Gemeingeistes in der stumpf und teilnahmslos gewordenen Bevölkerung zu planen und durchzuführen. Es ist oben von der in einer Massauer Denkschrift Steins niedergelegten Überzeugung von der Notwendigkeit einer Beteiligung des Volkes an der Staats-Gesetzgebung und Verwaltung gesprochen worden. Jetzt wieder an die Spitze der Regierung gestellt, betreibt Stein von Königsberg, dem jetzigen Sitz der Regierung, aus mit allem Eifer die auch schon in jener Denkschrift angeregte Reform der Gemeinde- zunächst der Städteverwaltung. Diese Verwaltung war in Preußen, wie anderwärts in Deutschland, eine rein bureaukratische Beamtenverwaltung, höchstens beschränkt durch eine gewisse Mitwirkung der Hünfte. Die Steinsche Städteordnung begründete eine weitgehende Teilnahme der Bürgerschaft an der Gemeindeverwaltung und Gesetzgebung und befreite die Gemeinde fast gänzlich von staatsbehördlicher Einwirkung. Diese weitgehende Unabhängigkeit und Selbstverwaltung, die uns heute wie selbstverständlich erscheint, war dem noch nachwirkenden friederizianischen Zeitalter eine zunächst unverständliche Neuerung, wurde aber, wie die Erfahrung lehrt, eine unerläßliche Voraussetzung zum Erwachen des Staatsgefühls und des Gemeingeistes. „In keiner Reform jener Lage" — sagt bezeichnend Friedrich Neubauer in seiner schönen Schrift: Freiherr vom Stein (Berlin, Ernst Hofmann) — „spiegeln sich die persönlichen Erfahrungen und sittlichen Anschauungen Steins mit solcher Klarheit wieder: der Widerwille gegen jede Ausnutzung der öffentlichen Stellung für private Interessen, der Unmuth über die Lähmung des Gemeingeistes,

des Verantwortlichkeitsgefühls, durch die Bevormundung des Staats; andererseits die tiefgegründete Zuversicht auf die belebende Kraft und die erziehlche Wirkung der Selbstverwaltung."

Auch eine Landgemeindeordnung, die Reform der Kreisverfassung und die Neubildung von Provinzialständen war von Stein in Angriff genommen. Die große Unwissenheit der kaum von den drückendsten Reallasten nothdürftig befreiten ländlichen Bevölkerung, die noch nicht gebrochenen herrschaftlichen Vorurteile der größeren Grundbesitzer und die unerläßliche behördliche Mitwirkung in Kreis- und Provinzialverwaltungsangelegenheiten erschwerten diese Reformen wesentlich. Aber nicht nur ihre Grundgedanken, sondern auch alles zu ihrer Durchführung im einzelnen Erforderliche war doch von Stein mit voller Klarheit vorgezeichnet, so daß, als Stein, von Napoleon geächtet, den preussischen Dienst abermals verlassen mußte, seine Nachfolger später die auch zur Durchführung dieser hochwichtigen Reformen zu beschreitenden Wege nicht verfehlen konnten. Bemerkenswert und von der hohen politischen Einsicht des Reformators zeugend ist seine mit der Reform der ländlichen Verfassung in Zusammenhang stehende Forderung der Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit und der Beseitigung der Vorherrschaft der Rittergutsbesitzer und der Vertreter der königlichen Domänen auf den Kreistagen und den Provinziallandtagen.

Eine hervorragende Seite in Steins Wesen bildet seine Werthschätzung des Wirtschaftslebens der Nation und sein Verständnis dafür. W. Roscher hat das Verdienst, diese Seite in einer Abhandlung der Cotta'schen Vierteljahrschrift (1866, Heft III) und in seiner „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland" (München 1874) eingehend gewürdigt zu haben. Stein erkannte in der Volkswirtschaft die notwendige Grundlage aller sonstigen Volkstätigkeit und Volksbildung. Er unterschied sich darin wesentlich von andern, auch späteren, Politikern, die über den Fragen der formalen Politik die der Wirtschaftspolitik versäumen und den innigen Zusammenhang zwischen beiden verkennen.

Schon auf der Göttinger Hochschule (1773—77) hatte Stein sich in die wirtschaftswissenschaftliche Theorie vertieft. Adam Smith's „wealth of nations" hatte ihn und seine wirtschaftlich denkenden Zeitgenossen mächtig angeregt. Unter den Hilfsfächern hielt er die Statistik für so wichtig, daß eine seiner ersten Maßregeln als preussischer Minister die Gründung eines statistischen Bureaus war (1805). Großen

Wert legte er auf das unmittelbare Sicheinleben in die Praxis eines wirtschaftlichen Faches. Durch Studien in Freiberg und Klausthal (1780—84) sowie durch Reisen in Oesterreich (1786—87) hatte er sich genaue Kenntnis des Bergfaches erworben. In diesem Fach durch Friedrich dem Großen angestellt (1780), hat er sich als genauer Kenner und als Schöpfer wertvoller Neuerungen im Bergbauwesen die ungeteilte Anerkennung so hervorragender Sachverständiger, wie Alexander v. Humboldt erworben.

In seinen nationalökonomischen Ansichten schließt sich Stein eng an Adam Smith an. Wo er abweicht, erklärt sich dies aus seiner deutschen Nationalität, aus dem Umschwung der Zeit und aus der Stellung im praktischen Leben. Sofern man berechtigt ist, eine gewisse Überschätzung der materiellen Güter auf Smith's Lehre zurückzuführen, kann man in diesem Stücke Stein nicht als Jünger Smith's betrachten. Dieser Überschätzung setzt Stein die Wertung der sittlichen Güter und Kräfte entgegen. Wirtschaftliche Freiheit der Person und des Eigentums zu sichern galt ihm als Staatsmann eine der hervorragendsten Aufgaben; aber beide sollten ihre Grenze finden in den Bedürfnissen und Ansprüchen des Staatsganzen, so daß, wenn diese, vorsichtig geprüft, eine Einschränkung der Einzelfreiheit forderten, sie nicht zu umgehen sei. Mit solchen Anschauungen trat er dem bisher in Preußen herrschenden Merkantilsystem entschieden entgegen. In seinem Edikt vom 9. Oktober 1807 fordert er nicht etwa, den Einzelnen von Staatswegen in allem zu fördern, was zu seinem Wohlstande und zur Steigerung der Staatsmacht dienen könnte, sondern alles zu entfernen, was die Einzelnen bisher gehindert hat, Wohlstand zu erlangen.

Innerhalb gewisser Grenzen billigte er nicht nur, sondern forderte er wirtschaftliche Staatsunternehmungen, nicht allein solche, die, wie Staatsstraßen, Militärwerkstätten usw. unmittelbaren Staatszwecken dienen, sondern auch solche, die geeignet sind, den Unternehmungsgeist der Bürger anzuregen. Nur sollten sie nicht im fiskalischen Geiße verwaltet werden.

Mit Entschiedenheit fordert er rationelle und in alle dabei in Betracht kommende Verhältnisse Licht bringende Volkszählungen. Gewissen Niederlassungsbeschränkungen ist er nicht abhold. Der Auswanderung will er Schwierigkeiten nicht bereiten, aber sie in geregelte Bahnen leiten.

Es ist bekannt, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den

meisten Teilen von Deutschland namentlich die Rechts- und Wirtschaftslage des Bauernstandes noch an den empfindlichsten Mängeln krankte. Förmliche Leibeigenschaft oder leibeigenschaftsähnliche Verhältnisse, Eigentums-, Ehe-, Niederlassungs- und Abzugsbeschränkungen aller Art, Frohnden, Zehnten und andere lästige Verpflichtungen dem vielfach bevorrechteten Großgrundbesitz gegenüber lähmten den Aufschwung des bäuerlichen Erwerbes; in manchen Gegenden war die willkürliche Enteignung der Bauern, das Bauernlegen, an der Tagesordnung. Diesen traurigen Zuständen wandte Stein seine lebhafteste Teilnahme und Aufmerksamkeit zu. Hier Wandel zu schaffen, hielt er für eine der wichtigsten reformatorischen Aufgaben. Jene Beschränkungen „verschaffen dem Berechtigten wenig Vorteil“ — heißt es in einer Denkschrift von 1807 — „und halten den Verpflichteten in einem fortdauernden Zustand von Unmündigkeit, und sein unterhabendes Land, Gebäude und Inventarien bleiben von einer elenden Beschaffenheit, da aller Reiz fehlt, sie zu verbessern und Kapital anzuhäufen. Der Landmann gewöhnt sich an Sorglosigkeit und rohen sinnlichen Genuß. Bei großen äußeren Erschütterungen verläßt er einen Wohnort, an den ihn die Liebe zum Eigentum nicht bindet.“ Der Bauernstand muß erhalten und, wo er zerrüttet ist, wiedergeschaffen werden. „Mit ihm ist der Flor der Landwirtschaft, die Stärke des Heeres, die Erneuerung des gesamten Volkslebens innig verbunden.“ „Die Wohnung des Edelmannes“ schrieb Stein schon 1802 — „der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtieres, das Alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt. Gewiß ist der Vorteil auch nur anscheinend . . . Der Kaufwert, der Ertrag, die Sicherheit des Absatzes, die Möglichkeit, große öffentliche gemeinnützige Anlagen auszuführen, ist gewiß in Ländern, wo eine zahlreiche Bevölkerung und Gewerbleiß existiert, überwiegend größer, als in denen, wo man den Menschen zum integranten Teil des Viehinventars eines Gutes herabgewürdigt hat.“

So entschieden Stein die Befreiung des Bauernstandes von allen, seinen Fortschritt hemmenden, im Laufe der Zeit nicht aus dem Bedürfnis, sondern aus der Habsucht der herrschenden Klassen heraus erwachsenen und schließlich wie ein wohlbegründeter Rechtszustand erscheinenden Lasten forderte und durchzusetzen versuchte, so entschieden war er doch gegen die freie Teilbarkeit des Grund und Bodens. Als ihre notwendige Folge erblickte er, in diesem Stück zu düster prophezeiend, die Latifundienwirtschaft. Auch das Erbrecht in Länd-

lichen Grundbesitzes wollte er beschränkt wissen. Das gebundene Gut mit Majorat war ihm das Ideal der landwirtschaftlichen Rechtsverfassung. Manche seiner Mitarbeiter, Schön vor allen, dann auch Hardenberg, wichen in diesem Stücke von ihm ab. Was man heute als Stein-Hardenbergsche Reformen in den Agrarverhältnissen Deutschlands bezeichnet, ist auf Stein gewiß insofern zurückzuführen, als er zuerst die wesentlichen Gebrechen der Agrarverfassung mit klarem Blick erkannt hat und kraftvoll und ohne Ansehen der Person abzustellen bestrebt gewesen ist. Und insofern steht sein Reformatorname auch hier an erster Stelle. Keim anderer hätte furchtlos und kraftvoll wie er den Kampf gegen die herrschende Klasse begonnen und durchgeführt. Aber die Beseitigung aller Schranken in der Verfügung über Landbesitz und im Betrieb des landwirtschaftlichen Gewerbes entsprach weder seinen Grundsätzen, noch darf sie als sein Werk angesprochen werden. Daß er jedoch weit entfernt war von Überschätzung der seinen Ideen allerdings entsprechenden Erhaltung gewisser Standesrechte auch auf agrarischem Gebiete, zeigt seine bei Perz (Bd. V S. 239) wiedergegebene Äußerung: „Jeder Stand ist falsch gestellt, der zu Druck und Verachtung des andern führt, und hat eine falsche und schädliche Gewalt, wenn er Druck und Verachtung gegen andere üben kann. Die wahre Ehre jeden Standes ist mit der wahren Ehre jedes andern Standes durchaus verträglich.“ Solche Grundsätze und der Umstand, daß Stein den ersten Schritt getan hat, die kulturfeindliche Herrschaft des grundbesitzenden Adels zu brechen, haben ihm den Haß und die bittere Feindschaft dieser damals schon herrschenden Klasse zugezogen, deren Angehörige — voreilig allerdings — triumphierten, als er, von Napoleon geächtet, im Jahre 1808 den preussischen Dienst verlassen mußte. —

Bedeutend ist Steins Auffassung von der Stellung des Handwerks im Staat. Ganz frei von merkantilistischen Einwirkungsgelüsten und in voller Würdigung der Freiheit der Berufswahl der Bürger trachtet er doch nach einer sorgsamten Schonung der Vorzüge des Zunftwesens, namentlich des korporativen Zusammenschlusses, nicht des eifersüchtigen Abschlusses, der Genossen gleichartiger Handwerke, und empfiehlt die technische und wirtschaftliche Erziehung der Zunftgenossen nach ihren selbst gegebenen Gesetzen und sorgsam geschonten Gewohnheiten. Mit seinem Freunde Kunth, der im Zunftwesen mehr die schlimmen, als die guten Seiten betonte und wegen der ersteren volle Gewerbefreiheit als Radikalheilmittel ver-

langte, hat er sich in gründliche Erörterungen über diesen Gegenstand vertieft.

Auch seine handelspolitischen Grundsätze weichen von denen der Smith'schen Schule ab. Zwar auch hier in keineswegs merkantilistischen Anschauungen befangen, bevorzugte er doch für das wirtschaftlich noch unentwickelte Gebiet aus Gründen, die weit verschieden sind von der Argumentation der nachmaligen Schutzzöllner, ein System mäßiger Eingangs- und einiger weniger Ausfuhrzölle. Im übrigen aber sollte der ausländische Handel, namentlich aber der inländische, sich völlig frei und ohne staatliche Förderung oder Hinderung bewegen können. Höchstens für gute Verkehrs- und Bildungsanstalten sollte von Staatswegen gesorgt werden.

Die Idee des deutschen Zollvereins, dessen mächtigen Aufschwung seit 1834 er nicht mehr erlebte, hat er mit Jubel begrüßt. Hatte er doch schon im Anfang seiner politischen Laufbahn sich enttäuscht über die zahllosen Erschwerungen, die den Verkehr Deutscher mit Deutschen hemmten, über die Binnenzölle, die Umschläge, die Markt- und Meßgebühren, die Fluß- und Brückenzölle usw. geäußert, und in seinem ersten Verwaltungsbereich auf Beseitigung der städtischen Akzisen hingearbeitet. Nicht nur als wirtschaftlich segensreich, sondern als ein politisches Bindemittel sondergleichen steht seinem vorahnendem Geiste das große, von Preußens besten Männern in Angriff genommene Werk vor Augen.

Welches Gewicht er der Herstellung eines Netzes guter Verkehrsstraßen beilegte, hat er schon in seiner frühen westfälischen Dienstzeit bewiesen. In der Grafschaft Mark baute er binnen vier Jahren zwanzig Meilen Landstraßen; aus eigenen Mitteln schoß er dafür bisweilen große Summen vor. Wegfrohn den, wie er gekonnt hätte, zu beanspruchen, verschmähte er; alle Straßenbauarbeit wurde bar bezahlt.

Seine Ansichten vom Gelde hat Stein vorzugsweise in schwerer Zeit entwickelt und betätigt, wenn die höchste Finanzbedrängnis zur Ausgabe unjundierten Papiergeldes nötigte. Im Einverständnis mit der Smith'schen Lehre war er ein entschiedener Gegner der Beleihung von Hypotheken durch Zettelbanken, würdigte er sehr wohl den Unterschied zwischen Papiergeld und Geldpapier, erkannte er sehr wohl, daß Pfandbrieftanteile von kleinen Beträgen keine eigentlichen Umlaufmittel sein können.

Daß in äußersten Notfällen von der Regel, nur wirkliches Geld

als Geld zu verwenden, abgewichen werden muß, gestand er willig zu. „Papier ist übel, und gewaltsame Maßregeln, um Metall zu erpressen, sind auch ein Übel; aber der gegenwärtige Zustand (1810) der Dinge ist ein noch größeres, und seine Dauer wegen der Folgen das allergrößte. Wer würde Friedrich dem Großen Vorwürfe machen, daß er schlechte Münze schlug, da dies eine unerlässliche Bedingung der Erhaltung seines Staates war?“ — äußerte er einmal (P e r z II S. 506). Völlig klar war er über die Natur, das Wesen und die Aufgaben des Geldes, über die Grenzen, bis zu denen eine Papieremission ausgedehnt werden dürfe, über den Geldbedarf eines Landes, über die notwendige Vorsicht bei staatlicher Regelung des Geldumlaufs, über die Mittel, den Bargeldbedarf zu beschränken, ohne daß dem Handel der geringste Eintrag geschehe. Hätte er nicht während seiner ganzen Staatsstätigkeit in Preußen mit anormalen Zuständen, in denen gerade im Geldverkehr die wichtigsten wirtschaftspolitischen Grundsätze nicht wirksam gemacht werden können, zu schaffen gehabt, so würde seine klare Ansicht in das Wesen des Geldes sicher auch in diesem Stücke Zustände herbeigeführt haben, wie sie in späteren normalen Zeiten erst reifen konnten.

Auch in seiner Finanzpolitik betätigte Stein Grundsätze, die ihn als einen hervorragenden, den Zeitanfassungen weit überlegenen Geist erscheinen lassen. Schon als Kammerdirektor der Grafschaft Mark setzte er (1791) durch, daß sowohl die Städte, wie das platte Land die friederizianische Generalakzise mit ihren mächtigen Verkehrshemmnissen durch feste Pauschalzahlungen ablösten; in den Städten blieben noch einige wenige Zweige fortbestehen; das platte Land aber genoß eine fast völlige Verkehr-, Gewerbe- und Handelsfreiheit. Als Minister bewog Stein den König 1805, die sämtlichen Land-, Binnen- und Provinzialzölle abzuschaffen. Er war völlig klar darüber, daß Akzisen und akzisenähnliche Abgaben „eine zahllose Menge von Gegenständen besteuerten, die nur sehr wenig aufbringen und nichtsdestoweniger das Publikum denselben Hebungformen unterwerfen, die bei den produktiven Gegenständen in Anwendung kommen; daß alle Eingekessenen des Landes ohne Unterschied die Akzisegesetze kennen und befolgen müssen, oder in Defraudationsprozesse verwickelt werden, und daß hierdurch die Abgabe eine Gehässigkeit erhält, die das Publikum zum Bestreben, sich der Abgabe auf jede Weise zu entziehen, anreizt.“

Eine strenge Zusammenfassung des Staatsklassenwesens, wie sie in Frankreich herrschte, schien ihm auch in Preußen notwendig,

so wenig er sonst geneigt war, gerade französische Einrichtungen nachzunehmen.

Viel früher als andere Finanzpolitiker empfahl und verteidigte er die allgemeine Einkommensteuer als besonders gerecht und auch den Staatsförm fördern. Wenn er an den von ihm und Hardenberg noch vergebens erstrebten preußischen Landtag dachte, so gestand er ihm vor allem das Steuerbewilligungsrecht als eines der wichtigsten Rechte zu. Soweit provinzialständische Vertretung bestand, sollte ihr dieses Recht zustehen. Und zwar mußten die Steuern hier jährlich aufs neue verwilligt werden.

Großen Wert legte Stein auf einen wichtigen Domänenbesitz des Staates. Aber daß das Staatsinteresse auch Domänenveräußerung fordern könne, gestand er willig zu. Nach der Katastrophe von Jena dringt er auf umfangliche derartige Veräußerungen.

Im Gedächtnis des deutschen Volkes lebt Stein wohl als Befreier des Bauernstandes, als Begründer der Selbstverwaltung in Stadt und Land, als Bezwiner des Bureaukratismus in der Staatsverwaltung, als Neuordner der obersten Regierungsgewalt in einem den Despotismus überwindenden Sinne; aber am hellsten strahlt sein Ruhm doch als Befreier vom Joche der Fremdherrschaft. Ernst Moritz Arndt schildert in seinen „Wanderungen und Wandelungen“, wie er schon bevor der äußere Feind überwunden war, als er im Januar 1813 von Petersburg hinter den fliehenden Resten der großen Armee in Königsberg ankam, als der Heros der deutschen Nation gefeiert ward. „In diesem Beben und Wehen der Dinge und Menschen“ — heißt es da — „war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage auch Feinde; denn die Feinde kamen auch heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wick den meisten aus, weil er dafür weder Zeit, noch Gesundheit übrig hatte; wo er aber erschien, war er jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben die Luft der Mutigen, der Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede den Kühnsten voran.“

Wenn in dieser flüchtigen Skizze der Lebensarbeit Steins gerade von dieser Seite seines Wirkens am wenigsten gesagt ist, so sei das damit gerechtfertigt, daß sie auch den oberflächlichen Kennern der Geschichte des Niedergangs Preußens und Deutschlands und der Wiedererhebung aus Knechtschaft und Schande am meisten bekannt ist, und daß hier Stein doch nur der geistige Führer einer Schar der Edelsten und Besten der Nation war, denen die Hauptarbeit zu danken ist.

Aber über die Persönlichkeit des edlen Freiherrn mögen zum Schlusse noch einige Worte aus dem Munde ihm nahestehender Zeitgenossen mitgeteilt werden, weil sie uns den Menschen Stein näher bringen und es ein berechtigtes Verlangen ist, einen Großen sich auch körperlich vor Augen stellen zu können.

Ernst Moritz Arndt gibt uns (a. a. O.) eine durchaus charakteristische Schilderung dieser großen Persönlichkeit. „Der Freiherr Carl vom Stein“, heißt es da, „war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) näher, als dem Hohen und Schlanen, der Leib stark und mit breiten, deutschen Schultern; Bein und Schenkel wohl gerundet, die Füße mit scharfer Kitz, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Gelsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben soll; seine Nase, eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hierbei sei ein- für allemal gesagt, und zwar gegen die, welche immer mit der feinsten weißen Haut und den silberklarsten Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts“ (Arndts Buch stammt aus 1858) „Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethesche Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Stein'sche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete, und oft auch sehr bligte. In der Regel sprach dieses Auge Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster, oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich bligen. Das war das Besondere bei dem

edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrußes oder vollends von den düsteren Donnerwolken des Zornes selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitere Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichsten, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwindes, der rein fegen und niederstürzen sollte, aber Gott, der Herr, hatte in den treuen, tapferen, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.“

In dem klassischen Werk von Clemens Berthes „Friedrich Berthes Leben“ (Gotha 1896) wird uns aus Briefen des großen Patrioten mancherlei über dessen persönliche Begegnungen mit Stein mitgeteilt. Stein schätzte den trefflichen Mann schon wegen seiner aufopfernden und tapferen Bemühungen um Hamburgs Befreiung von der drückendsten französischen Herrschaft sowie wegen seiner tiefen politischen Einsicht. Die erste Begegnung fand im Dezember 1813 in Frankfurt statt, wo Stein auf dem höchsten Gipfel seines Ansehens an der Neuordnung der deutschen Verhältnisse mit Fürsten und Staatsmännern machtvoll beteiligt war. „So frei, so herzlich und offen sprach Stein“ — schreibt Berthes — „daß ich ihm alles, was ich über unser deutsches Vaterland und über unsere Städte auf dem Herzen hatte, ohne Rückhalt äußern konnte, und bald merkte, daß er mich gern hörte.“ Dann im Sommer 1816 besucht er Stein in Nassau. „Ich ließ mich bei ihm melden und er empfing mich sehr freundlich wie einen alten Bekannten von unserm Zusammensein im Dezember 1813 her, und kommandierte mich zum Sitzen. „Sie wollen nach Wien, sagte er; was wollen Sie dort? Was wollen Sie bei mir?“ Sicher kommt der, welcher nicht bestimmt weiß, was er bei Stein will, baldigst wieder zum Zimmer hinaus. Ich legte ihm mit wenigen Worten meine Absichten dar; mit Geist und Herz ging er sofort auf das ganze Verhältnis ein Stein hat mich, zu Mittag zu bleiben, und begleitete mich, als ich es ablehnen mußte, auf den Hof, um mir einen im Bau begriffenen steinernen Turm zu zeigen. Als ich ihm sagte: „Das wird wohl ein Zwing-Uri,

aber nicht gegen das Volk, sondern für das Volk“ lachte er herzlich, schüttelte mir die Hand, und ich verließ freudig den Mann, der nach so großen Erfahrungen noch so frisch für alle Eindrücke ist und hohen Mut für die Zukunft besitzt.“

Im Frühjahr 1822 wird Berthes von Stein in Frankfurt empfangen. „Er nahm mich auf mit Freundlichkeit wie einen alten Freund und darauf bin ich stolz. Es ist doch ein herrliches, selten schönes Profil, was der Mann hat und nur selten breitet sich über seine Züge der Ausdruck der errungenen Ruhe aus; aber noch sieht man es ihm an, welche Mühe es gekostet, so heftige Leidenschaften zu zügeln, so aufbrausende Kraft zu bändigen. Seine seltsamen Gewohnheiten im Gespräch, wie namentlich sein schnelles Aufpoltern, hat er übrigens nicht verloren.“

Im Sommer 1825, wo Berthes in Gms zur Kur war, folgt er der Einladung Steins nach Nassau. „Er sprach viel und lebendig von dem, was er erlebt“ — schreibt Berthes. Als Napoleons Aufenthalt in Wien während des Jahres 1809 und der Mordversuch auf ihn in Schönbrunn berührt wurde, hob er mit großer Festigkeit das Berrückte des Wahns, durch solche Tat ein Volk retten zu wollen, hervor. Das Seinige tun, auf Gott vertrauen und abwarten — das sei die Sache. Gott lenke die Welt und ohne ihn seien die Menschen nichts.“

Ernst Moritz Arndt nennt Stein bezeichnend Deutschlands politischen Martin Luther. Und es stimmt zu diesem Vergleiche, daß er im Gedächtnis des Volkes lebt als „Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, Aller Deutschen Edelstein.“
